

dtv

Von der einst viele Millionen zählenden deutschen Bevölkerung Osteuropas sind da und dort kleine Gemeinschaften übriggeblieben, deren Schicksal im 20. Jahrhundert durch Faschismus und Stalinismus besiegelt wurde und die längst für kein großdeutsches Pathos mehr taugen. Karl-Markus Gauß hat diese versprengten, stets inmitten anderer Nationalitäten lebenden Deutschen aufgesucht und bei ihnen Wundersames, Trauriges und Unerwartetes erlebt. Aufs neue erzählt er Geschichten voller Melancholie und Aberwitz und erweist sich als »der europäische Spurensucher par excellence« (Die literarische Welt).

*Karl-Markus Gauß*, geboren 1954 in Salzburg, wo er heute als Autor und Herausgeber der Zeitschrift ›Literatur und Kritik‹ lebt. Seine Bücher wurden in viele Sprachen übersetzt und mit etlichen Preisen ausgezeichnet, darunter mit dem Europäischen Essaypreis, dem Bruno-Kreisky-Preis, dem Ehrenpreis des österreichischen Buchhandels und dem Manès-Sperber-Preis. Bei dtv sind von ihm erschienen: ›Die Hundesser von Svinia‹, ›Die sterbenden Europäer‹, ›Der Mann, der ins Gefrierfach wollte‹.

Karl-Markus Gauß

# Die versprengten Deutschen

Unterwegs in Litauen,  
durch die Zips  
und am Schwarzen Meer

Mit Photographien von  
Kurt Kaindl

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Karl-Markus Gauß sind im  
Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Die Hundesser von Svinia (dtv 13437)  
Die sterbenden Europäer (dtv 30854)  
Der Mann, der ins Gefrierfach wollte (dtv 34075)

Ungekürzte Ausgabe

Oktober 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags Wien

© 2005 Paul Zsolnay Verlag Wien

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche,  
auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Kurt Kaindl

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34504-0

## Inhalt

Abschied in Heydekrug –  
Bei den zerstrittenen Deutschen Litauens  
7

Von Hopgarten nach Smolník –  
Unterwegs in der Zips  
79

Die Zeit von Kudrjawka –  
Auf der Suche nach dem  
letzten Schwarzmeerdeutschen  
147

Dank und Bibliographie  
230



Abschied in Heydekrug –  
Bei den zerstrittenen Deutschen  
Litauens



**A**LS WIR IN Vilnius ankamen, war es kalt und finster. Das Hotel lag einen Kilometer außerhalb der Altstadt in einem Viertel, das in sowjetischen Zeiten Šnipiškės geheißen hatte und jetzt von manchen Einheimischen Manhattan genannt wurde. Von fünf, sechs Wolkenkratzern ragten die düsteren Rohbauten in die Nacht, in der auf den breiten, für den Verkehr noch gesperrten Zufahrtsstraßen mit Walzen, Planierraupen und Preßluftbohrern im Licht mächtiger Scheinwerfer gearbeitet wurde. Als erster der Wolkenkratzer hatte das neue Rathaus seinen Scheitelpunkt bereits erreicht, während das Europa Business Centre noch einige Monate brauchen würde, um es auf die vorgesehenen 146 Meter und 33 Stockwerke zu bringen und das höchste Gebäude des Baltikums zu werden.

In Betrieb waren bereits das Forum Palace, das vom Nachtclub zum Fitnessstudio und Hallenbad vielerlei zur Ertüchtigung und Besichtigung der Leiber bot, und das Hotel Reval, in dessen 22. Stock sich in der SkyBar die Reichen der Hauptstadt mit den Neugierigen trafen, die wissen wollten, was dort geboten wurde und wie ihre Stadt von oben aussah. Es ging das Gerücht, daß außer dem Forum Palace und dem benachbarten Sarunas Hotel auch die SkyBar dem in den USA zu Vermögen gekommenen Basketballer Sarunas Marciulionis gehörte. Die jungen Männer, die beim Lift und an der Garderobe Dienst taten, sahen jedoch aus, als würden sie ihre Freizeit nicht damit verbringen, Bälle in Körbe zu werfen, sondern einander mit den Fäusten engagiert die Fressen zu polieren.

Sie übergaben die Besucher grimmig an freundliche Mädchen in knappen Röcken, die sie zu den ihnen aus rätselhaften Gründen zugedachten Plätzen führten. Wir tranken ein paar Gläser, schauten über die zwischen Hügeln gebaute Stadt und zahlten, als wir nach einer Stunde anderen Platz machten, den halben Monatslohn einer litauischen Lehrerin.

Durch das geisterhafte Manhattan, in dem auf dem breiten, unbefahrenen Boulevard, dem Konstitucijos prospektas, dick vermummte Gestalten arbeiteten, stumm unter dem betäubenden Lärm ihrer Maschinen, gingen wir zu Fuß zum Hotel zurück. Ringsum wurden Bürogebäude und Hotels internationaler Ketten hochgezogen, während drüben, im historischen Zentrum, jenseits der Neris, des Flusses, der die Altstadt gegen Norden und Westen hin begrenzt, jetzt im Oktober die Hotels leer standen und vor manchem witternden Prachtbau ein Schild darauf aufmerksam machte, daß es hier günstige Büroflächen zu mieten gab. Auch in unserem Hotel waren von rund hundert Zimmern höchstens zwanzig belegt, und in der Bar, an deren Eingang zu lesen war: »Europe-Bar, where Vilnius meets the 21th century«, war nur ein Tisch belegt, den drei Kellner von der Theke aus fest im Auge behielten.

Im Zimmer war es eiskalt. Daß ich im Osten angekommen war, begriff ich, als auf der Wetterkarte im Fernsehen für morgen Schneefall über Minsk angezeigt wurde. Aber was heißt schon Osten? Vilnius liegt nicht im Osten, sondern keine dreißig Kilometer von der Mitte des Kontinents entfernt.

Mit zehn Jahren hatte Luise Quietsch ihre Muttersprache vergessen, mit 45 fand sie sie wieder. 1950, als sie nicht mehr wußte, daß sie jemals Deutsch gesprochen hatte, glaubte sie, ihr früheres Leben nur geträumt zu haben. Sie lebte damals seit fünf Jahren in einer litauischen Familie, bei einem Schuster und einer Lehrerin, die bereits zwei erwachsene Kinder hatten und sich mit ihr nur litauisch unterhielten, in einer Sprache, die sie anfangs nicht verstand, dann rasch erlernte. Die beiden hatten sie 1945 aufgenommen, als sie, verwahrlost, halb verhungert, noch keine sechs Jahre alt, um ihr Haus geschlichen war und um Nahrung gebettelt hatte. Luise zählte zu den zahllosen deutschen Kindern, die in den Wirren des Kriegsendes aus Ostpreußen nach Litauen gelangten: manche im Troß der Roten Armee, andere auf den Dächern von Zügen, viele zu Fuß, mit ihren Geschwistern, in Rudeln von Waisen, deren Mütter verhungert, an Typhus gestorben oder vergewaltigt und erschlagen worden waren; in Banden von dreibis vierzehnjährigen Kindern, die ihre Eltern in dem alles durcheinanderhetzenden, aufscheuchenden Finale eines Krieges verloren hatten, als Tausende westwärts flohen, die ersten Rotarmisten plündernd durch die Dörfer streiften und die letzten Mannschaften der SS Jagd auf Deserteure machten.

Ostpreußen, das war die alte Provinz zwischen Königsberg und Tilsit, territorial einst dem Herzogtum, dann dem Königreich der Preußen, schließlich dem Deutschen Reich zugehörig, doch stets ein Land vieler Völker, in dem die geflohenen Protestanten aus Salzburg Aufnahme fanden, holländische Mennoniten ihr Glück suchten, viele angestammte Litauer ebenso lebten wie die Nachkommen von solchen, die im 19. Jahrhundert, der vielgepriesenen ostpreußischen Freiheit

wegen, aus dem zaristisch besetzten Teil Litauens hierher geflohen waren ... Ostpreußen war spät, aber dann in verheerendem Ausmaß zum Kriegsgebiet geworden. Der Krieg, der von Deutschland ausgegangen war, fand hier, am östlichen Rand des Deutschen Reiches, ein Ende, das noch jahrelang keinen Frieden bedeutete, sondern willkürliche Strafaktionen, Deportationen, ethnische Säuberungen.

Im Herbst 1944 war die Rote Armee ins Land vorgestoßen, hatte die Flüchtlingstrecks gestoppt, manchenorts deren Besatzungen erschossen oder die Kräftigen unter den Flüchtlingen ins Innere der Sowjetunion verschleppt, von wo viele nie, andere erst nach zehn Jahren zurückkehrten. Wer überlebte und nicht deportiert wurde, erhielt die Anweisung, in sein Heimatgebiet, in die ostpreußischen Dörfer zurückzukehren, die mit dem zerstörten Königsberg auf der Konferenz von Jalta der Sowjetunion zugeschlagen wurden. 1948 wurden die Heimgekehrten vollzählig aus dem Kalinigradsckaja Oblast vertrieben, der bis zum Zerfall der Sowjetunion eine militärische Sperrzone war und seither eine russische Enklave bildet, die von russischem Territorium aus nur über Litauen, Polen oder die Ostsee zu erreichen ist.

1945, nach einem Krieg, in dem Städte ausgeradiert, Länder verwüstet wurden und sich die Leichen zu Berge türmten, hatten die zu Waisen gewordenen ostpreußischen Kinder weder mit Beachtung noch Mitleid zu rechnen. Als kleine, zerlumpte Banditen mußten sie selber für ihr Überleben sorgen. Ihre Väter waren gefallen oder gefangen, die Mütter, stets die ersten in den Familien, die verhungerten, weil sie die Nahrung, die sie benötigten, ihren Kindern gaben, hatten sie oft selbst begraben müssen.

Luise Quietsch stammte aus einem Weiler namens Schwesterndorf und war, nachdem Mutter und Tante gestorben wa-

ren, mit ihren Geschwistern aufgebrochen. Sie war fünf Jahre alt und sagte sich beständig, wie es ihr die sterbende Mutter aufgetragen hatte, vor: »Ich bin Luise Quietsch.« Eines Tages, irgendwo, fand sie die Geschwister nicht mehr und zog mit anderen Kindern weiter, durch verlassene Dörfer, aus denen sie sich holten, was sie fanden, vorbei an Bauerngehöften, in denen oft eines der Kinder bleiben durfte, weil die Bauern ein Herz hatten oder weil sie eine Arbeitskraft brauchten oder aus beiden Gründen. Geschwister, von denen das älteste meist geschworen hatte, darauf zu achten, daß alle zusammenblieben, wurden auf diese Weise getrennt, verloren sich für Jahre, manchmal für immer aus den Augen. Luise Quietsch wußte nicht, wo sie war und daß sie mittlerweile aus Ostpreußen in ein Land namens Litauen und in die Gegend einer Stadt namens Kaunas gelangt war. Sie erinnert sich, eine Zeitlang mit russischen Soldaten gezogen und in einer russischen Kaserne gelebt zu haben, und dann, daß da Leute waren, bei denen sie unterkam. Diese Leute behandelten sie streng, ja hart, und wenn sie ungehorsam war, hieß es, sie solle ihre Sachen packen, wieder betteln gehen und verschwinden. Aber sie machten die Drohung, sie auf die Straße zu setzen, nie wahr, und irgendwann vergaß Luise Quietsch sich vorzusagen, daß sie Luise Quietsch hieß, sie hatte genug damit zu tun, in der ersten Klasse der Volksschule Litauisch und in der zweiten Russisch zu lernen, denn Litauen war jetzt ein Teil der Sowjetunion. Mit zehn, sagt sie, konnte sie nicht mehr Deutsch und glaubte, daß sie sich die tote Mutter und ihre verlorenen Geschwister nur erfunden hatte und daß sie Alfreda Pipireite war und bei ihren wirklichen Eltern in Kaunas lebte.

Sie war schon 45, als sie 1985 auf einer Straße in Vilnius, wo sie in einem Ministerium arbeitete, auf der Straße bei einem Spielwarengeschäft vorbeikam und unvermittelt zu einem höl-

zernen Spielzeug, das in der Auslage hing, »Hampelmann« sagte. Ein Wort, das sie nicht mehr kannte, aus einer Sprache, die sie seit 35 Jahren vergessen hatte.

### 3

Wir trafen uns in einem Gasthaus in der Altstadt von Vilnius, in dem bereits die Preise des europäischen Kapitalismus verlangt wurden, aber noch die Umgangsformen der sowjetischen Kantinenwirtschaft herrschten. Der freundliche Gruß wurde einem von niemandem, der dort arbeitete, erwidert, gleichmütig, ohne den Mund zu einem Lächeln, freilich auch nicht zu einem falschen, nur geschäftsmäßigen, zu verziehen, knallte der Kellner die Speisekarte auf den Tisch, kommentarlos notierte er die Bestellung, deponierte er auf dem Tisch die Tassen und Teller, als wären es Ziegelsteine, die beim Bau an die richtige Stelle gesetzt werden müssen, und ohne zu danken steckte er das Trinkgeld ein, um das er sich nicht bemüht hatte.

Luise Quietsch war eine hübsche, mittelgroße Frau, mit Lachfalten um die blauen, munteren Augen und mattblonden Haaren. Wie sie in das Gasthaus trat, uns nach kurzem Blick durch den Saal zuwinkte und ein paar Schritte vor dem Tisch, an dem wir uns erhoben hatten, schon zu sprechen begann, dachte ich zunächst an eine Verwechslung. Nicht nur, daß sich ihre Lebhaftigkeit an diesem Ort der disziplinierten Abwesenheit von Leben denkbar unpassend ausnahm, ich hatte, mußte ich mir jetzt gestehen, wie selbstverständlich mit einer ganz anderen Person gerechnet. Ich wußte, sie war ein Wolfskind, eines von jenen ungezählten Wolfskindern, über die in Litauen jahrzehntelang nicht gesprochen wurde, nicht

gesprochen werden durfte, und die sich erst vor ein paar Jahren zu organisieren begonnen hatten. Ich erwartete eine verhärmte Greisin, gezeichnet von dem Unglück, das schon über ihre Kindheit verhängt war, eine in ihrem harten Leben hart gewordene Frau, der ihr Schicksal ins Gesicht gekerbt war, und bekam es stattdessen mit einer geistreichen Dame zu tun, die jünger aussah, als sie war, und pointiert zu erzählen wußte.

Ja, die Wolfskinder, sagte sie bald, um zu ihrem, zu unserem Thema zu kommen, die Wolfskinder haben die Rechnung bezahlen müssen. Wohl vorbereitet holte sie aus der Tasche einen großformatigen Block heraus. 243 Namen von Wolfskindern enthielt die Liste, die sie in den letzten Jahren erstellt hatte, und den Namen waren Datum und Ort der Geburt sowie der jetzige Wohnort angefügt. Penibel waren alle Wolfskinder verzeichnet, die Luise Quietsch ausfindig machen konnte oder die sich, nachdem in Vilnius ihr Verein gegründet worden war, bei ihr gemeldet hatten.

Etliche der Namen waren mit einem roten Strich, viele mit einem schwarzen gekennzeichnet. Rot bedeutete, daß die betreffende Person inzwischen in die Bundesrepublik Deutschland ausgewandert, schwarz, daß sie mittlerweile verstorben war. Die ältesten Wolfskinder auf der Liste waren Mitte Siebzig, die jüngsten Anfang Sechzig. Viele Wolfskinder hatten vergessen, wer sie waren, und geglaubt, jene Ehepaare, bei denen sie an Kindes Statt aufgewachsen waren, wären ihre leiblichen Eltern gewesen. Manche von ihnen erfuhren erst am Totenbett ihrer litauischen Eltern, daß sie außer diesen für wenige Jahre auch deutsche Eltern gehabt hatten. Andere bekamen es erschrocken schon Jahrzehnte vorher zu hören, im Streit beispielsweise, wenn der Vater, zornig über die Entwicklung des Sohnes, der Tochter, diesen und sich das Zerwürfnis damit erklärte, daß sie, die Undankbaren, eben doch nicht

seine echten Kinder wären. Wieder andere, vor allem die Älteren, hatten sich eine vage Erinnerung bewahrt, an der nicht alle von ihnen rühren mochten. Und dann gab es jene, die nie vergaßen, woher sie kamen, und stets entschlossen blieben, sich, sobald sie es vermochten, auf die Suche nach ihren verlorenen Geschwistern und Verwandten zu begeben.

Viele Wolfskinder wurden auch selbst gesucht, von Mitgliedern ihrer Familie, die es nach 1945 in das besetzte Deutschland verschlagen hatte, aber die Suche blieb, wiewohl jahrzehntelang betrieben, oft erfolglos. Denn in Litauen wurde in den ersten Nachkriegsjahren bei Adoptionen administrativ rigoros und bedenkenlos verfahren. Die deutsche Historikerin Ruth Kibelka, die nicht nur bedeutende Studien über die gemeinsame Geschichte von Deutschen und Litauern vorgelegt, sondern leidenschaftlich auch viele Wolfskinder bei ihrer Suche nach der Wahrheit und ihren Familien unterstützt hat, ist zum Ergebnis gekommen, daß jene, die ein streunendes Kind gleich welcher Nationalität adoptieren wollten, dies beim Kreisamt gewissermaßen mit einem Federstrich vollziehen lassen konnten. So sind die Kinder, aus denen Erwachsene wurden, vom Suchdienst des Roten Kreuzes stets unter Namen gesucht worden, die sie nicht mehr hatten und die in keinem amtlichen Dokument aufschienen.

Wie viele Wolfskinder nach Litauen gelangten, wie viele von ihnen jetzt noch leben, kann niemand sagen. Luise Quietsch, die erzählte und erzählte und sich manchesmal dabei nicht ohne Koketterie mit der Frage unterbrach, ob sie uns wohl nicht langweile mit ihrer Geschichte, hatte den Verein der Wolfskinder von Vilnius 1991 gegründet. In ganz Litauen gab es sechs Sektionen des Vereins, der den Namen »Edelweiß« trug. Die größte Ortsgruppe war die von Taurage, der alten Zollstation Taugoggen, die direkt an der Grenze zu



*Vorstadt von Vilnius*

Ostpreußen lag, und besonders viele Mitglieder zählte auch der Edelweiß-Verein von Klaipėda, dem alten Memel an der Ostsee. Luise Quietsch schätzte, daß es in Vilnius noch ein-, zweihundert Wolfskinder gab, die entweder nicht wußten, daß sie welche waren, oder nicht wollten, daß es bekannt werde, weil sie keine Sehnsucht verspürten, im Alter ihrer litauischen Identität noch eine deutsche hinzuzufügen.

Nicht wenige der Wolfskinder hatten die deutsche Sprache verlernt. Die sie am besten sprachen, waren die ersten, die in den neunziger Jahren nach Deutschland übersiedelten. Manche von ihnen wurden keineswegs freudig erwartet. Sie hatten Geschwister in Württemberg oder Bayern ausfindig gemacht, denen der Schrecken in die Glieder fuhr beim Gedanken, eine Schwester, die sie fünfzig Jahre nicht gesehen hatten, würde als Bittstellerin mit einem Koffer in der Hand vor der Tür ihres Eigenheimes auftauchen und sich häuslich einrichten wollen. Andere betrieben die Ausreise ihrer endlich entdeckten Geschwister energisch und fielen ihnen, nach einem halben Jahrhundert, mit dem dankbaren Gefühl, daß ihr Leben doch noch eine gute Wendung genommen habe, um den Hals.

Heute, mehr als ein Jahrzehnt, nachdem der Verein Edelweiß seine ersten Treffen abgehalten hat, finden sich bei seinen Sitzungen in Vilnius, Marijampolė oder Taurage meist alte, verbitterte Leute ein, die nur mangelhaft oder gar nicht Deutsch sprechen und sich um ihr Leben betrogen fühlen. Wenn sie das Pech hatten, auf Bauerngütern zu landen, die später kollektiviert wurden, blieben sie oft Analphabeten und sind bis heute gezeichnet von der gnadenlosen Arbeit im Kolchos. Kommt hinzu, daß viele adoptiert wurden, nicht weil ihre neuen Eltern ein verwahrlostes Kind zum Verwöhnen suchten, sondern weil sie einen Knecht, eine Magd, eine Arbeitskraft für Haus, Hof oder Werkstatt benötigten. Die

Adoption war dann ein geschäftliche Angelegenheit, die sich rechnete. Es sind Fälle von Wolfskindern bekannt, die wie Leibeigene gehalten wurden und den Tag herbeisehnten, den alle jungen Litauer fürchteten, jenen Tag nämlich, an dem die Rote Armee sie holte und in eine Kaserne steckte, die Tausende Kilometer entfernt in einer der asiatischen Sowjetrepubliken stand.

Diesen Wolfskindern verklären sich die wenigen Jahre, die sie in Ostpreußen gelebt haben, zur märchenhaften, an verwunschenen Orten verbrachten Vergangenheit; es waren die Jahre, da die deutschen Truppen Europa eroberten und der Nationalsozialismus Abermillionen Menschen den Tod brachte, aber es waren für die verlorenen Kinder Ostpreußens zugleich die besten Jahre, für manche die einzigen guten. Heute halten sie es für eine Zumutung, sich als sogenannte Spätaussiedler um die Einreise nach Deutschland bemühen zu müssen, denn im Unterschied zu den Spätaussiedlern aus Rußland wurden sie ja als Angehörige eines deutschen Staates geboren, als dessen Bürger, schlimmer: als dessen niemals anerkannte, sondern gestrafte Erben sie sich noch immer fühlen. Daß dieser Staat mit seiner ostpreußischen Provinz seit 1945 nicht mehr existiert, begreifen sie nachträglich als die Ursache ihres Elends. Das Verbrechen war für sie nicht der faschistische Staat, der Europa mit Vernichtung überzog, sondern daß er, zu ihrem Unglück – und zum Glück der Menschheit – 1945 zerschlagen wurde. Kaum daß deutsche Medien in den neunziger Jahren auf die Edelweiß-Gruppen und das Schicksal der Wolfskinder aufmerksam wurden, erhielten diese schon seltsame Besucher aus Deutschland, Kundschafter rechtsradikaler Vereine, die den Wolfskindern Litauens einzureden versuchten, sie seien die letzten getreuen Kinder Großdeutschlands.

Luise war mit einem Litauer verheiratet; einem guten Mann, versicherte sie, der es mit ihr nicht leicht gehabt hatte. Immerhin war sie periodisch von Erinnerungen heimgesucht worden, Bildern aus einer Vergangenheit, von der niemand glaubte, daß es sie überhaupt gegeben habe, ja, von der sie selber nicht sicher war, ob sie nicht nur in ihrer inneren Welt existierte. Diese Anwandlungen würden weniger tolerante Menschen als ihren Mann befremdet und auf die Dauer wohl ihrer problematischen Partnerin entfremdet haben. Er aber habe sie geradezu als Beweis dafür genommen, eben mit einer besonderen Frau, mit seiner phantasievollen, sensiblen Luise verheiratet zu sein, die sich Dinge vorstellen konnte, die anderen verborgen waren, und auf deren schöne Seele sich mitunter grausame Bilder legten. Und damals, als die Sache mit dem Hampelmann geschah, hatte er sie sogleich in ihrem Plan unterstützt, mit 45 Jahren noch einmal die Muttersprache zu erlernen. Sie mußte die Sprachschule nicht lange besuchen, ein Wort fügte sich an das andere, eine Satzkonstruktion erzeugte die nächste, ein Zeitform erschuf gleich all die anderen, und schon nach wenigen Monaten sprach sie fehlerfrei. Mir fiel erst jetzt auf, daß außer dem rollenden R kaum eine dialektale Färbung in Luisens Sprache zu erkennen war.

Da beide in Rente waren und die erwachsene Tochter, wohlversorgt, längst ihren eigenen Weg ging, wollte Luise mit ihrem Mann nach Deutschland übersiedeln. Sie hatte dort ihre Brüder ausfindig gemacht, von denen der ältere sie beim ersten Wiedersehen nach 52 Jahren mit den Worten in Empfang genommen hatte: »Ach Luischen, Du bist aber groß geworden.« Jetzt aber, da sie endlich die Ausreisepapiere beisammen hatte, wollte ihr Mann nicht mehr, nein, er wollte nicht